

Tango in Manhattan

Von Bernd Hendricks

In der Ferne: der Lärm und der Regen.

Den Schirm hast du zugeklappt, du spazierst im Central Park an diesem Dienstagnachmittag. Du atmest die stille feuchte Luft. Die Wiese dampft, eine Parkbank aus rohem Holz glänzt vor Nässe. Der Kakadu am Eingang des Boat-House-Restaurants sitzt auf einer Stange und glotzt dich mit einem roten Auge an. Er fächert seinen Kamm sich, hinten lachen Gäste. Leere Gondolas schaukeln auf dem See. Über den Wipfeln siehst du Wolkenkratzer in die grauen Wolken ragen. Da hinter den Büschen ist die sandbraune Treppe zur Traverse. Nun taucht der schwarze Marmorengel auf. Vom breiten Teller zu seinen Füßen fällt Wasser in langen Fäden in den Bethesda-Brunnen, dann siehst du zwei rosa Ellenbogen, eine weiße Hand, ein dunkler Rücken huscht zur Seite, du beugst dich vor, zwei Treppenstufen hinunter, du biegst um die Böschung und plötzlich siehst du zwei dutzend Menschen sich zu Paaren im Kreise drehen. Regennasse Kleider, ernste Gesichter. Ein alter Mann sitzt am Brunnen und spielt Bandoneon. Die Tänzer sehen sich nicht an, sie blicken an dich vorbei, sie blicken zurück in den Tag, der längst vergangen ist. Der Mann spielt das Lied von den verlorenen Dingen. Tango in Manhattan.

Stille ist in New York die Pause zwischen zwei Musikstücken. Überraschung kommt als Tanz daher. Ich kenne diese verätherische Stille in den Sommernächten, ich liege auf dem Leinentuch, und blicke in die sternenlose Nacht, jemand öffnet irgendwo ein Fenster, Latinomusik schallt auf die Straße, ich höre Gelächter, ich stehe auf und sehe Schatten unter der Laterne: Ein paar Nachbarn tanzen. Mambo in Manhattan.

Niemand redet darüber, niemand hat je dazu geforscht, niemand begreift so richtig, daß New York die heimliche Hauptstadt des Tanzes ist. Irgendetwas in dieser Stadt macht die Menschen rastlos, treibt sie voran, hält die Körper in Bewegung. Die Gehsteige sind so breit wie in keiner anderen amerikanischen Stadt, die Leute brauchen Platz und laufen und laufen. Sie tragen Turnschuhe auf dem Weg zur Arbeit und erst vor der Bürotür ziehen sie ihre Lackschuhe an. Niemand stoppt, alle hassen Barrieren, niemand bleibt vor der roten Ampel stehen, man springt zwischen die Autos, Reifen quietschen, Hupen, Brüllen, Sirenen, Pfeifen, Zischen, Musik. New Yorker sind schnelle, aggressive Menschen. Sie haben Tanzwut.

Niemand kann ihren Bewegungsdrang unterdrücken. Als Bürgermeister Rudy Giuliani vor einiger Zeit eine New Yorker Verwaltungsvorschrift von 1926 in Kraft setzen wollte, wonach Bars mit einer Tanzfläche eine besondere Lizenz, die "Cabaret Licence" bei der Stadt beantragen müssen, formierte sich die "Dance Liberation Front". Angeführt von der Wanderpredigerin und Komödiantin "Saint Reverend Jen Miller" tanzten etwa sechshundert Leute in einer Schlange zu Conga-Rhythmen rund um das Rathaus. Nach den Gesetzen Amerikas kann jeder protestieren wie er will, aber er muß in Bewegung bleiben. Wer sich bewegt, braucht keine Genehmigung. Wer stehenbleibt, wird eingesperrt. Die Tänzer bewegten sich und die Polizisten regelten den Verkehr.

Im New Yorker Schulsystem gehört der Tanz zum Stundenplan. In der Schule P.S. 156 im Stadtteil Brownsville in Brooklyn werden einmal in der Woche Tische und Stühle zur Seite geschoben. Schulter an Schulter stampfen die Schüler mit ihren Turnschuhen und weiten Jeanshosen durch den Klassenraum. Die Tanzlehrerin bittet, die Baseball-Kappen abzulegen. Zum Flamenco trägt man keine Kopfbedeckung.

New York hat die besten Tanztheater Amerikas, das New York City Ballet, New York Theatre Ballet, Tanzmeister wie Merce Cunningham und Alvin Ailey, und die zahlreichen Musical-Bühnen rund um den

Times Square. Sie ziehen die Ausdruckshungrigen aus dem ganzen Lande an. Die Tänzerin Michelle Jacobi kam vor einigen Jahren aus Los Angeles zu einem Tanz-Workshop nach New York. Es war Winter, sie saß am Abend in ihrem Zimmer im Empire-Hotel und blickte auf den großen Tannenbaum vor der Metropolitan Oper am Lincoln Center. Die Nacht war windstill, die Schneeflocken tanzten im milchigen Licht. "In diesem Moment entschied ich mich, nach New York zu ziehen", erinnert sich Michelle Jacobi. Sie tanzte im Alvin Ailey American Dance Theater und in anderen modernen Tanzgruppen. Letztes Jahr zog sie eine eigene Truppe mit einem halben Dutzend Balletteusen auf, choreographierte einen Abend mit Schubert- und Schönberg-Liedern, eine Idee, die sie schon lange mit sich herumtrug. Sie heuerte Sänger und eine Pianistin an, druckte Werbezettel und Eintrittskarten, sammelte Geld so gut sie konnte. Ein paar hundert Leute zogen durch die grauen Novemberrächte ins Kellertheater der West-Side-Kirche, um Michelle Jacobis Bewegungstraum zu sehen.

Jetzt gibt sie Unterricht in Tap-Tanz. Dieser Tanz erzwingt Aufmerksamkeit, weswegen ihn Hunderte in der Stadt erlernen wollen. Shirley Temple tanzte ihn damals in den Broadway-Theatern. Heute ist ihm eines der erfolgreichsten Musicals gewidmet: "Bring in 'Da Noise, Bring in 'Da Funk". Einmal im Jahr treffen sich mehrere tausend Tap-Tänzer auf dem Herald Square. Tap-Tanz ist Schlagzeug mit den Füßen, wie Subway-Räder, die auf Schienennächte schlagen.

Im "Tunnel", einer zu einer Discothek umgebauten Subway-Station, rast der Schlachtenlärm von Verdun: Zu Techno und House-Music schwingen Modemodels ihre dünnen langen Arme und halbseidene Jünglinge weichen ihnen aus. Erschöpft und ohrenbetäubt lassen sie sich an der Plüschbar nieder und nippen an Evian-Wässerchen.

Ich erinnere mich an das erste Bild vom tanzenden New York, ein Zeitungsfoto irgendwann Anfang der achtziger Jahre: Mick Jagger, eigenartig verkeilt in eine unbekannte Schöne, grinsend, in der berühmten Discothek "Studio 54", in denen die Tänzer zuerst ihre

Hemmungen und dann ihre Hüllen fallen lassen. Das "Studio 54" ist längst Geschichte, aber einige Überlebende exerzieren ihre Wildheit - von der Zeit gedämpft - im Central Park beim Rollschuhtanz an den Wochenenden.

Der Tanz vereint Gleichgesinnte und Immigranten. Sie leben als Fremde in der Stadt, aber die Musik des Balkan zieht sie in den runden Platz zwischen dem Polen-Denkmal und dem Schildkrötensee im Park. In ihren Körpern regt sich die Erinnerung an die Heimat ihrer Vorfahren. Sie fassen sich an den Händen, bilden einen Kreis, aus dem Lautsprecher jammern Klarinetten, Posaunen und Trompeten, und die Beine erzählen die Geschichte Osteuropas. Langsam dreht sich der Kreis, die Zeit bleibt nicht stehen, viele Tänzer sind alt.

Möglicherweise ist New York deshalb die heimliche Hauptstadt des Tanzes, weil der Tanz für viele die einzige harmonische Beziehung zu einem Menschen darstellt. Menschen leben vereinzelt, Beziehungen halten nur einen Sommer, Karrieren sind wichtiger als Kinder, in der Stadt wächst die Sehnsucht und wuchert die Neurose – das beste Material für gute, leidenschaftliche Tänzer. Hinzu kommt, daß der Tanz in Amerika eine soziale Angelegenheit ist. Selbst in den neuesten Discotheken mit ihren jugendlichen Besuchern tanzt man zu zweit. Man kommuniziert mit Tanz, tauscht Körpergesten aus, sagt Ja mit den Augen und Nein mit einer plötzlichen Drehung, einer Abkehr. Flüchtiges Lächeln. Der Traum vom idealen Zusammenleben, die ewige Liebe für dreieinhalb Minuten, dann ist das Lied zu Ende und du hoffst, daß sie bei dir stehen bleibt, daß sie nicht geht und verschwindet im Menschendickicht. Dann beginnt das nächste Lied, du bewegst dich, du siehst in ihre Augen und sie weiß, es ist zu spät zu gehen und in drei oder vier Takten wird sie mit dir verschmolzen sein und vergessen haben, daß sie dich verlassen wollte.

Einmal im Monat lädt der Radio-Discjockey Felix Hernandez in den "Roseland"-Tanzsaal an der 52nd Street, Nähe Broadway zu einem Tanzabend zu Soul-Musik ein. Hernandez steht auf der Bühne des

dunklen langen Saals und legt Schallplatten von Aretha Franklin und James Brown auf, während etwa siebenhundert oder achthundert Menschen tanzen. Der Abend beginnt um neun Uhr und endet am Morgen um vier. Die meisten Besucher sind Afro-Amerikaner, alle aus den Vororten oder aus New Jersey, niemand aus Manhattan, keine Spinner, keine Jeans, keine Turnschuhe. Manche Männer sind in Anzügen gekleidet, die Jungen tragen ein weißes Hemd und breite beigefarbene Hosenträger, die Alten einen Stock mit Silbergriff. Gelbe, rote, blaue Hüte. Frauen in engen langen schwarzen Kleidern oder roten kurzen Röcken. Eine kleine Frau trägt eine schwarze Kappe aus den zwanziger Jahren mit Silberspange und Vogelfeder. Ihre weißen dünnen Handschuhe reichen bis zum Ellenbogen. Sie schleicht lächelnd in ihrem goldenglitzernden Kleid wie eine Katze über das Parkett. Die Menschenmenge öffnet sich und läßt sie passieren, bis sie ihren Gefährten findet, mit dem sie an diesem Abend spielen wird.

Ich kenne keine friedlichere, glücklichere Welt in dieser Nacht als das "Roseland": Am Anfang ist die Tanzfläche leer und die Leute tanzen wild. Dann wird es voller und die Leute teilen sich den Raum. Alle bewegen sich zu Paaren, sie berühren und sie reiben sich, sie schwitzen, sie kreuzen den Weg anderer Paare, die intuitiv verharren und weiterziehen, sie verschenken Raum und nehmen Raum, den ihnen ein anderes Paar angeboten hat. Sie lächeln, sie lachen, sie lieben sich selbst. Das ist ein freier Ort. Niemand urteilt, niemand neidet, niemand haßt. Um zwei Uhr stellen sich alle mit dem Gesicht zur Bühne auf, und dann spielt Felix Hernandez ein Lied mit einem traumwandlerischen Rhythmus und nun beginnen alle Anwesenden mit einem Tanz, der "Electric Slide" heißt. Alle führen die gleichen Bewegungen aus, eine komplizierte Abfolge von Schritten und Drehungen – ein halber Schritt vor, ein Schritt zur Seite, eine halbe Drehung nach links, ein Schritt zurück, federnd, um sogleich wieder nach vorn zu treten. Fünf Minuten - zehn Minuten – dreißig Minuten - ohne Unterbrechung, ohne daß jemand ausbricht aus der Trance.

Doch wenn die Musik aufhört, fällt die Menschheit in ihre Böswilligkeiten zurück. An einem späten Sonntagnachmittag höre ich im Park an einem Getränkestand eine mit Wut geladene Frauenstimme. Die Frau kreischt den Verkäufer an, er solle sich beeilen, er sei lahm und dumm. Ich drehe mich um und erkenne die kleine Frau, die im Roseland die langen weißen Handschuhe trug. Ihr Gesicht ist angespannt vor Ärger und Streß.

Michelle Jacobi sagt, daß in jeder großen Stadt eine andere Körpersprache herrscht. Sie sagt: "Ich kenne Paris, Los Angeles und New York. Ich sehe mir die Kids an, sie bewegen sich überall anders." Es scheint, in New York wechselt die Körpersprache sogar mit den Stadtteilen. In der Lower East Side und im Osten Harlems bewegen sich die Leute "lateinamerikanisch." Michelle Jacobi hebt die Augenbrauen, wenn sie das Wort "Salsa" sagt, als rede sie über eine Delikatesse. "Der beste Salsa der Welt wird in New York getanzt," sagt sie.

Wir können sogar sagen, der Salsa, der in Amerika einen Aufschwung erlebt und nun auch immer mehr Menschen in Europa begeistert, wurde in New York erfunden und erstmals im Tanzsalon "Palladium" getanzt, dort, wo heute das "Roseland" steht.

In den dreißiger Jahren landete der Rumba aus Kuba an der Küste Floridas, belebte die Tanzkultur in Miami Beach und reiste die Küste nach Norden entlang. Bis dahin war Rumba ein langsamer Tanz, die Menschen wiegten sich im sogenannten Bolero-Rhythmus. Aber in New York bekam er eine Energiespritze und wurde zu Salsa, eine explosive Mischung aus anderen Kulturen und dem Jazz, der den New Yorker Asphalt hart und schnell macht. Salsa ist die wilde Fahrt Rumbas durch die Straßen Manhattans. Er bekam die Augen Spaniens, die Hüften Kubas, die Beine Afrikas, die Arme Puerto Ricos, die Schultern der Karibik. In den 50er Jahren sprang Salsa auf die Tanzbars der Stadt über, dann auf die anderen Städte der Ostküste bis hinauf nach Chicago, bevor er die Westküste eroberte. Heute gibt es ein Salsa-

Museum und Salsa-Clubs wie "Wild Palm" an der Bronxdale Avenue in der Bronx oder das "Latin Quarter" an der 96th Street, Ecke Broadway.

Vor der Tür des Tanzclubs "Sounds of Brazil" auf der Hudson Street bildet sich jeden Montag eine Schlange fast um den ganzen Häuserblock. Es ist eines der wenigen Lokale, die Montags geöffnet haben und Salsa spielen. Frauen wippen mit ihren Füßen, Männer schütteln nervös ihre Handgelenke. Man sagt, Salsa-Süchtige erkenne man daran, daß sie mehr Stunden in Salsa-Kleidung verbringen als in Arbeitskleidung. Glänzende Schuhe, weite Hosen, weiße Hüte, tiefe Augen, das schlaflose Wochenende liegt nur einen Tag zurück. "Sound of Brazil" lädt Anfänger zu einer kostenlosen Tanzstunde ein. Doch Arthur, ein älterer Mann, der in der Reihe wartet und den Salsa in den vierziger Jahren gelernt haben will, lächelt geringschätzig: "Man muß die Latin-Musik viele Stunden, vielleicht tagelang hören, bevor man nur einen Schritt macht."

Möglicherweise muß man der Musik bereits im Mutterleib ausgesetzt sein, möglicherweise hinterläßt die Körpersprache der Mutter den ersten Abdruck im Gedächtnis des Ungeborenen. Salsa, lehrte mich Tanzlehrerin Michelle Jacobi, beginnt mit der Aktion des Mannes, der seinen rechten Fuß zurücknimmt, worauf die Partnerin einen Schritt nach vorne macht. Ich sehe in der Tanzschule auf der 2nd Avenue in die gnadenlosen Spiegel. Ich nehme einen Schritt zurück und die Partnerin geht einen Schritt auf mich zu, nun muß ich mich drehen, aber ich kann mir nicht helfen, ich schlage die Hacken zusammen. Zwei dünne Staubwölkchen wirbeln von den Holzbrettern auf, ich stehe stramm, aber die Musik rollt höhnisch über mich hinweg. Michelle Jacobi klatscht in die Hände: "Oh, ein Preuße, ein Preuße!"

Beim Tanz sind die New Yorker die eifrigsten Lerner. Sie probieren alles aus und schämen sich nicht ihrer Fehlritte. Sie kommen in Scharen zum "Midsummer Night Swing" auf dem quadratischen Platz des Lincoln Centers, der von Konzertsälen und der Metropolitan Oper

umgeben ist. Hier hat man eine Bühne gebaut, die Tanzfläche ist eingezäunt. Leute warten Stunden vor der Kasse. Die Eintrittskarte berechtigt zu einer kostenlosen Tanzstunde, die um halb sieben Uhr beginnt. Um acht Uhr klettert die Band des Abends auf die Bühne. Mittlerweile haben sich etwa tausend Zaungäste eingefunden. Sie beginnen vor den Türen der Oper zu tanzen. In den Pausen der Opernvorstellungen sammeln sich Besucher auf der Balustrade und beobachten die Menschenbewegungen und applaudieren zwischen den Nummern, bis die Pausenglocke sie wieder in den Opersaal zwingt.

Fünf Sommerwochen lang wird hier getanzt: Salsa, Rumba, Samba, Bomba, Cha Cha, Bossa Nova, Tango, Zydeco, Polka, irischer Volkstanz, Country- und Western-Tanz und Swing, die einzige Tanzform, die in den USA wurzelt. Swing ist die der wilde Dreh zu Glenn-Miller-Musik, die Körper jagen auseinander, aber die Hände halten sich fest und ziehen die Körper wieder an. Junge Frauen in Faltenröcken hüpfen auf und ab wie Reklamelichter in Las Vegas. Zöpfe an den Frauenköpfen, Pomade in den Männerhaaren, Kaugummi, Zigaretten. Cool. Das ist der Swing. Er wird am Vierten Juli getanzt, dem Nationalfeiertag, während im Himmel das ferne Feuerwerk schimmert und vor der Oper das Leben explodiert. Von der benachbarten Musikschule stoßen Ballettschüler hinzu. Sie sind jung, wild, dramatisch, sie tanzen in der Gruppe – so eng wie möglich.

Tango in Manhattan. Es ist Ende Juli.

Tango ist der einzige Tanz, bei dem niemand lächelt. Wolken ballen sich über das Lincoln Center. Das Licht ist vage, unwahr, und der Musiker auf der Bühne spielt das Bandoneon. Schattenloses Moll. Alle wissen, daß es ein Gewitter geben wird heute Nacht. Das ist Tango. Das ist der Tanz vor dem Gewitter. Die meisten sind schwarz gekleidet, weil jede Farbe von den ernsten, tiefen Emotionen ablenken würde. Der Mann tritt auf die Frau zu, die Frau strafft ihren Rücken. Der Mann faßt ihre linke Hand und berührt ihre Schulter mit seiner Rechten. Sie hebt ihren Kopf, beide bewegen sich. Er lügt, sie glaubt ihm alles, das ist

Tango. Sie wiegt sich zurück, er hält sie fest, sie offenbart ihm ihren Hals, er blickt hinüber zu der anderen, das ist Tango. Sie berühren sich mit ihren Köpfen, sie müssen sich atmen hören. Sie klammert ihren linken Arm um seine Schulter, so fest wie in einer Abschiedsumarmung, sie kreuzt die Beine, dann schlingt sich ihr rechtes Bein um seine Wade und federt zurück - Nähe erfühlt, Nähe verweigert, das ist Tango. Sie lehnt sich an, schräg, die Beine verschränkt. Sie glaubt, sie stützt ihn, er weiß, er kann sie fallen lassen, das ist Tango. Er lügt, sie will ihn verändern. Er sieht in ihre Augen, aber er sieht darin nur sein Spiegelbild und er lächelt. Sie sieht in seine Augen, und sie sieht seine Liebe, weil er lächelt. Er hat einen schmalen Schnurbart, trägt ein schwarzes enges T-Shirt und sein muskulöser Arm streift die Schulter einer jungen Dame, die am Rand steht. Er blickt sie an: "Waren Sie nicht auch letztes Jahr hier?" Die Dame am Rande nickt. Und die Tanzpartnerin spreizt ihre Finger ab von seiner Schulter. Und ihre rechte Hand preßt seine Hand. Er lächelt sie an, sie weiß, daß er lügt, sie liebt seine Lügen, er liebt die Art, wie sie ihn liebt, er führt, sie will sich fallen lassen, das ist Tango.

Die andere, die Dame am Rand, rückt immer näher, bei jeder Pause zwischen den Liedern. Sie will ihn zurückhaben. Er aber strebt mit seiner Tanzpartnerin immer mehr ins Zentrum der Tanzgesellschaft. Die Einsame bleibt stehen, im Wind zittert der schwarze Flaum über ihre Oberlippe. Sie starrt in die New Yorker Nacht, die fiebrig-flimmernd das Gewitter erwartet. Ein Tropfen fällt, dann noch einer. Er trifft ihre Stirn, aber sie bleibt und hofft.

© 2001-2002 springwords ventures Bernd Hendricks N.Y.